

Rudolf Steiner

DER UNIVERSITÄTSUNTERRICHT UND DIE ERFORDERNISSE DER GEGENWART

Erstveröffentlichung: Magazin für Literatur, 67. Jg., Nr. 19, 4. Mai
1898 (GA 31, S. 235-239)

Wir leben nun einmal in der Zeit der Reformen. Das «Volk» will von unten herauf, die Regierungen von oben herab neue Zustände herbeiführen. Deshalb kann man sich nicht wundern, wenn an verschiedenen Stellen Reformgedanken auch über die konservativsten Einrichtungen unseres öffentlichen Lebens, die Universitäten, auftauchen. Von Überflüssigkeiten wie der sogenannten «Lex Arons» spreche ich hier nicht. Sie wird ein unschädliches Gesetz sein, wenn man sie nicht missbraucht. Aber welches Gesetz gibt keinen Anlass zu Missbräuchen! Missbraucht man dieses Gesetz, dann wird es schädlich sein; missbraucht man es nicht, dann ist es unnötig. Aber es ist doch müßig, stets immer den gesetzgebenden Körperschaften die Frage aufzuwerfen: wozu? Man will doch auch etwas zu tun, zu sprechen, und zu - reformieren haben. Ich möchte von etwas anderem reden, das mir wichtiger erscheint, weil es von einem Manne herrührt, der Erfahrung auf dem einschlägigen Gebiete hat, und dem es darum zu tun ist, Besserung zu schaffen auf einem Gebiete, dem er sich mit allen seinen Kräften gewidmet hat. Ernst Bernheim hat soeben ein Schriftchen herausgegeben, das den «Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart» (Verlag S. Calvary & Go., Berlin 1898) behandelt. Der Verfasser weiß tief-liegende Schäden aufzudecken. Schäden die bekannt sind. Denn er geht davon aus, dass «heute» die Studenten mehr schwänzen, als dies ehemals der Fall war, und als dies bei bescheidensten Ansprüchen wünschenswert ist. Und - gewiss im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen - sucht der Verfasser die Ursache nicht - bei den Studenten, sondern

[236]

in der Eigentümlichkeit des Universitätsunterrichtes. Er findet, dass die Vorlesungen für die Studenten zu uninteressant geworden sind. Den Grund für diese Tatsache findet er darinnen, dass die Spezialisierung der Wissenschaften es gegenwärtig den Dozenten zur Notwendigkeit macht, kleine Gebiete mit Aufführung unendlicher Details zum Gegenstande der sogenannten Privatvorlesungen zu machen. «Früher hat man z. B. allgemeine Weltgeschichte, allgemeine Geschichte des Altertums, des Mittelalters, der neueren Zeit im Rahmen einer solchen Vorlesung behandelt; jetzt unternimmt das kaum noch irgend jemand; man trägt die Geschichte des Mittelalters z. B. in einzelnen Abschnitten vor, wie Geschichte der Völkerwanderung, der deutschen Kaiserzeit, vom Interregnum bis zur Reformation, ja in noch kürzeren Abschnitten; außerdem wird Verfassungsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Kirchen- und Kunstgeschichte in gesonderten Kollegien gelesen. Das ist nun ganz gut und schön für den, der sich zum Forscher ausbilden will und, um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben, etwa das Mittelalter zu seinem Arbeitsfeld ausersehen hat; derjenige aber, der Lehrer werden und sein Staatsexamen in der Geschichte ablegen will, sieht sich so überhäuft mit derartigen Vorlesungen, wenn er in derselben Weise auch Altertum, Neuzeit u. a. m. kennen lernen soll, dass er nicht aus noch ein weiß. Anfangs macht er sich mit Zuversicht eines Neulings kühn daran, fünf, sechs, sieben Privatvorlesungen anzunehmen, bald jedoch reicht seine Kraft nicht aus, so viele Stunden täglich aufzupassen und nachzuschreiben. Er ist im günstigsten Falle so verständig, mehrere von den Vorlesungen ganz aufzugeben und sich auf das regelmäßige Hören einiger zu beschränken, meistens hält er sich verpflichtet, die einmal angenommenen nicht ganz

[237]

«aufzustecken» und verfällt in regelloses «Schwänzen», das ihm schließlich die ganze Sache verleidet, ihn mutlos und gleichgültig macht.»

Bernheim wirft diesen Verhältnissen gegenüber die Frage auf, ob es denn gerechtfertigt ist, gegenüber der heute so weit gehenden Spezialisierung der Wissenschaften die Einrichtung der Privatvorlesungen überhaupt noch aufrechtzuerhalten. Will ein Dozent alle Einzelheiten seiner Wissenheit heute vorbringen, so muss er sich so sehr in das Spezielle verlieren, dass ihm keine Zeit übrig bleibt, die großen, leitenden Gesichtspunkte vorzubringen in seiner persönlichen Auffassung. Dazu kommt, dass es nicht einmal mehr notwendig ist, diese Summe der Einzelheiten im Kolleg vorzubringen. Denn wir besitzen gegenwärtig über diese Einzelheiten Kompendien, die ausgezeichnet sind, und von deren Vollendung man sich früher keine Ahnung hat bilden können. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, kommt Bernheim zu dem Resultate: man solle die Privatvorlesungen anders gestalten. Sie sollen über weit geringere Zeiträume ausgedehnt werden. Man solle in ihnen auf die Aufzählung und kritische Würdigung des Einzelnen verzichten und sich zur Aufgabe machen, orientierende Vorträge zu halten, in denen man die Auffassung über einen Gegenstand, die allgemeinen Gesichtspunkte entwickelt. Dagegen sollen die praktischen Übungen an den Universitäten, die Arbeiten in den Seminarien eine größere Ausdehnung erfahren. Sie sollen nicht, wie jetzt, in späteren Semestern, sondern schon im Beginne der Universitätsstudien anfangen. Hier soll der Student die Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens erlernen; hier soll er sich zum Forscher praktisch heranbilden.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, die ein Universitätsunterricht

[238]

hätte, der im Sinne dieser Vorschläge eingerichtet wäre. Vor allen Dingen erscheint es mir sehr wünschenswert, die Privatvorlesungen im Sinne des Verfassers umzugestalten. Denn es ist nicht zu leugnen, dass vieles von dem, was heute auf dem Katheder gesagt wird, einfacher und bequemer aus den bestehenden Handbüchern zu gewinnen ist. Und vor allen Dingen wird eine solche Reform die Persönlichkeit der Universitätslehrer mehr in den Vordergrund treten lassen. Und nichts wirkt auf den Menschen mehr als eben die Persönlichkeit. Durch eine eigentümliche, wenn auch noch so subjektiv gefärbte Auffassung wird ein empfänglicher Geist mehr angeregt, als durch eine Unzahl «objektiver» Tatsachen.

Dagegen möchte ich dem Vorschlage Bernheims bezüglich der praktischen Übungen nicht so unbedingt beistimmen. Für den Durchschnittsstudenten mag es wünschenswert sein, wenn er unter Anleitung eines Dozenten die Arbeitsmethoden bis in die Einzelheiten hinein lernt. Aber man sollte doch nicht immer auf den Durchschnittsmenschen bedacht sein. Man könnte es, wenn es wahr wäre, dass der bevorzugte Geist unter allen Umständen sich auch gegen alle fesselnden Hindernisse Bahn bricht. Aber das ist eben nicht wahr. Die Dinge, die man dem Durchschnittsmenschen zum Frommen macht, hindern den besseren Geist an der Entfaltung seiner Individualität. Sie bewirken eine Verkümmerng seiner Selbständigkeit. Und wenn man, wie es der Verfasser will, beim Examen den Nachweis fordert, an einer bestimmten Zahl von praktischen Übungen teilgenommen zu haben, so bildet eine solche Maßregel für den, der seine eigenen Wege gehen will, eine Fessel. Der Schwerpunkt des Universitätsunterrichts muss in der persönlichen Anregung durch die Lehrer bestehen. Deshalb Vorlesungen mit allgemeinen Gesichtspunkten und in persönlicher

[239]

Auffassung. An den Übungen lasse man den teilnehmen, der das Bedürfnis hat. Bei den Prüfungen aber frage man nicht, was jemand während seiner Studienzeit getrieben hat, sondern was er leisten kann. Wie er sich seine Befähigung erworben hat, das muss gleichgültig sein. Man kann praktische Übungen abhalten für diejenigen, die sie brauchen, aber man mache sie nicht denjenigen zur Pflicht, die den Anforderungen des Examens auch ohne sie entsprechen.